

„So sollt ihr beten: Abba, Vater!“

Predigt zum 17. Sonntag i. J.: Gen 18,20-32; Kol 2,12-14); Lk 11,1-13

Die 1. Lesung und das Evangelium des heutigen Sonntags enthalten so etwas wie eine Gebetslehre, allerdings nicht als abstrakt-theoretische Abhandlung, sondern als „erzählende Theologie“. Erzählend werden Gebetshaltungen aufgezeigt, die zu beherzigen uns die heutigen Texte einladen.

Ich beginne mit der 1. Lesung: Leicht fühlt man sich auf einen orientalischen Bazar versetzt, auf dem gefeilscht und die Preise heruntergehandelt werden. Zuvor hatte Gott gesagt, er könne doch seinem Vertrauten Abraham, aus dem er ein großes Volk machen wolle, nicht seine Pläne verheimlichen, nämlich das Strafgericht, das er über die (sprichwörtlich gewordene) Bosheit Sodoms und Gomorras verhängen wolle.

Bemerkenswert ist die Reaktion Abrahams. Anstatt sich geehrt zu fühlen und sich stolz in die Brust zu werfen, dass Gott ihn würdige, seine Pläne zu erfahren; oder anstatt zu sagen: *Denen geschieht's grad recht!*, hat er ein Störgefühl. Sollte der gerechte Richter der Welt so ungerecht sein, mit den Schuldigen auch die Unschuldigen zu bestrafen? Abraham macht sich zum Anwalt derer, denen ungerechtes Unheil widerfahren könnte.

Man kann es vergleichen mit dem Störgefühl, dass uns immer mehr in Bezug auf den Krieg im Gaza-Streifen beschleicht. Jeder, der nur ein bisschen Mitgefühl mit dem jüdischen Volk hat, wird Israel natürlich das Recht zugestehen, nach den entsetzlichen Gräueltaten der Hamas vom 7. Okt. diese um der eigenen Sicherheit willen zu bekämpfen. Doch die Weise, wie mit den Schuldigen inzwischen Zehntausende Unschuldige getötet, das Land in Schutt und Asche gelegt und Hunger als Waffe eingesetzt wird, muss ebenso als himmelschreiende Ungerechtigkeit angesehen werden. Auch wenn die Hamas der Auslöser war und ist – Untaten durch Untaten zu bekämpfen, bewirkt nichts anderes als die Vertiefung und Verfestigung des Hasses auf Israel.

Zurück zur Lesung: Es ist beeindruckend, mit welchem Freimut Abraham sein Störgefühl Gott gegenüber ausspricht, ohne aber ehrfurchtslos zu sein. Mir scheint, dass uns hier eine beispielhafte Haltung begegnet: immer wieder sollen und dürfen auch wir mit allergrößtem Freimut, aber gepaart mit größter Ehrfurcht, vor Gott hinstreten und vor ihm das ausbreiten, was unser Herz erfüllt. Wir dürfen mit Gott hadern, ihm auch Gefühle wie Enttäuschung, Zorn, Nicht-verstehen, etc. zeigen; dies alles aber zugleich in der Haltung der Ehrfurcht.

An dieser Stelle sei gefragt, ob Abraham die Zahl der Gerechten für die Rettung der beiden Städte auch unter zehn hätte drücken können. Hat ihn der Mut verlassen? Hätte auch einer genügt? Wie auch immer. Jahrhunderte später wird es *ein* Gerechter sein, der nicht nur für das Heil zweier Städte, sondern für das der ganzen Welt in einsteht. Doch dieser *eine* Gerechte wird zugleich der *einzig*e wirkliche Gerechte sein, Gottes Sohn, der Menschgewordene, der allein der Gesamtheit des Bösen in der Welt gewachsen ist.

Damit sind wir nun beim Evangelium. Die Jünger Jesu erleben immer wieder sein Beten: diese Sammlung, diese Innigkeit, diese Herzlichkeit, diese Vertrautheit, diese restlose Hingabe; und in ihnen steigt der Wunsch auf: *So möchten auch wir beten können. Herr, lehre uns beten, so wie Du betest!* Jesu Antwort: „*Wenn ihr betet, so sprecht: Vater ...*“

„Vater“ – so schlicht und einfach, intim, ja zärtlich fordert uns Jesus auf, unsere Stimme zu Gott zu erheben. Wie sehr hebt es sich ab vom traditionellen jüdischen Beten seiner Zeit. Nicht „Du großer Allmächtiger, unbegreiflicher, geheimnisvoller, Ehrfurcht gebietender Gott“ sollen wir beten; nicht „Adonai“, womit Juden zur Zeit Jesu Gott ansprachen, weil man es nicht wagte, den geoffenbarten Gottesnamen JHWH auszusprechen, und was man übersetzen könnte mit „Adonai-Gott, Du mein Herr und ich Dein Knecht“ – sondern einfach „Vater“ sollen, nein dürfen wir zu Ihm sagen. Die Christen der ersten Jahrhunderte hatten noch ein tiefes Gespür für das Ungewöhnliche dieses Dürfens. Denn in dieser Zeit entstand die bis heute gebräuchliche Einleitungsformel zum Vater unser: „Dem Wort unseres Herrn und Erlösers gehorsam und getreu seiner göttlichen Weisung *wagen* wir zu beten ...“

Nun ist die Anrede Gottes oder der Götter als „Vater“ auch in anderen Religionen bekannt. Allerdings ist die Gottheit hier Vater, weil sie in der Regel durch geschlechtliche Zeugung als Ahnherr am Beginn eines Volkes oder Königsgeschlechtes steht. Das war wohl der Grund, warum man im Judentum eher zurückhaltend war mit der Bezeichnung und Anrede JHWHs als „Vater“. Nur vierzehnmal geschieht dies im Alten Testament, allerdings dann auch an zentralen Stellen, an denen etwa das Volk Israel oder der König als Sohn bezeichnet werden; freilich nicht Sohn durch geschlechtliche Zeugung, sondern durch Erwählung.

Kommen wir von da auf Jesus zurück. An vielen Stellen des Evangeliums bezeichnet er sich einfach als „Sohn“. Er ist der Sohn schlechthin, auf eine ganz und gar einzigartige, unvergleichliche Weise. Dies drückt sich besonders aus in der Art, wie er selbst Gott anspricht und wofür es in der ganzen damaligen jüdischen Ge-

betsliteratur keine Parallele gibt. Denn zunächst ist er es, und zwar er allein, der Gott mit „Vater“, griechisch $\pi\alpha\tau\epsilon\rho$, in seiner aramäischen Muttersprache „Abba“ anredet. Kein Jude hätte je gewagt, so vertraut, familiär, intim zu JHWH zu beten. Denn es ist die alltägliche Anrede sowohl des Kleinkindes als auch der erwachsenen Kinder ihrem Vater gegenüber. Zugleich drückt „Abba“ aber auch Respekt aus, nicht zuletzt gegenüber alten Männern, Greisen, vor allem Lehrern, vergleichbar vielleicht mit dem, was wir aus der russischen Literatur mit der Anrede „Väterchen“ kennen.

Zu beachten ist dabei: Wenn Jesus von Gott als Seinem „Abba“ spricht, tut er dies nie inklusiv, also uns oder auch nur irgendeinen anderen Menschen einschließend. Vielmehr unterscheidet er sehr deutlich, wie besonders bei der Erscheinung des Auferstandenen vor Maria von Magdala deutlich wird, zwischen „meinem Vater und euerem Vater, meinem Gott und eurem Gott“ (Joh 20,17).

Wie Jesus zum Vater steht, ist also exklusiv, unvergleichlich. Er allein ist der ewige Sohn des Vaters, mit Ihm eins, Spiegelbild Seines Wesens. Aber hierbei bleibt Jesus nicht stehen. Nein, er gewährt Eintritt, lässt seine Jünger, lässt uns ein in den Gebetsraum seiner innigen Vaterbeziehung. „Abba, Vater, lieber Vater, milder Vater, Vater.“ Betet es mit mir. Betet es wie ich. Denn ich will ja gar nichts anderes als euch aufnehmen und dass ihr euch aufnehmen lasst in meine Beziehung zu diesem Vater.

An dieser Stelle sei noch ein weiteres Störgefühl genannt, das aus der feministischen Theologie kommt. Man stört sich an der Bezeichnung „Vater“, da es Gott einseitig als männlich beschreibe. So sucht man dem zu entkommen, indem man „Mutter unser“ oder „Vater und Mutter unser“ betet. Nun ist jede Art christlicher Theologie an die Bibel und ihre Sprechweise über Gott gebunden, zumal wenn es um etwas so Zentrales wie das Herengebet geht. Dennoch müssen wir auch sehen, was wahr ist an dieser letztlich unbiblischen Redeweise. Dass nämlich Gott neben dem Väterlichen auch das Mütterliche in sich birgt. Er ist Urbild und vollendete Fülle dessen, wofür Vater und Mutter in unterschiedlicher, aber einander ergänzender Weise stehen. Er ist Urbild aller Elternschaft, Vater und wie eine Mutter, wie es die Heilige Schrift an verschiedenen Stellen ausdrückt.

Und ein weiterer Gedanke. Mit Fug und Recht darf ich von diesem Abba-Vater wissen, dass Er *mich* kennt, *mich* meint, dass Er daher „*mein* Abba“, „*mein* Vater“ ist. Und doch wird uns nicht gestattet, so auch zu beten. Nein, in der matthäischen Fassung ergänzt Jesus das Wort $\eta\mu\omega\nu$, Vater unser.

Nicht nur ich darf mich Jesus zugesellt wissen, mitgenommen in sein Beten zum Vater. Nein, ich gewahre um mich herum Tausende, Millionen Brüder und Schwestern, die ebenfalls eingelassen sind in diesen vertraulichen Gebetsraum Jesu. Nie soll ich einfach nur allein, sondern immer mit ihnen zusammen zum Vater aufblicken und zu ihm beten. Ich bin Sohn und Tochter dieses Vaters und Bruder und Schwester Jesu nur mit all den anderen zusammen. Im selben Augenblick, da ich mich vertikal zum Vater im Himmel aufschwinde, verweist Er mich auch schon in die Horizontale der Beziehung zu meinen Mitmenschen. Nur diese zwei Worte „Vater *unser*“ drücken die untrennbare Einheit von Gottes- und Nächstenliebe aus; drücken aus, dass unser Beten immer wahrhaft katholisch, das heißt allumfassend, die ganze Welt vor Gott tragend sein soll. Denn wer im Gebet ständig um sich selbst und die eigenen Wünsche und Probleme kreist, muss in die Schule des „Vater unser“ gehen und sein Gebet ausweiten, es ausweiten zur Weite Gottes, *unseres* Vaters. Und das heißt weiter: Nicht im „Ich“ allein, sondern nur im „Wir“ bin *ich* in der Kindschaft zum Vater enthalten. Was hier einschlussweise schon über Vergebung und Versöhnung angedeutet ist, wird das Gebet später noch ausdrücklich ausführen.

Zuletzt: „Wer bittet, der empfängt“, hören wir Jesus im heutigen Evangelium sagen. Entspricht das aber unseren Gebetserfahrungen? Dazu eine Analogie: Es wird keine vernünftigen Eltern geben, die ihrem Kind jeden Wunsch erfüllen. Gute Eltern werden immer prüfen, ob ein Wunsch wirklich gut für das eigene Kind ist, oder eher nicht, oder ihm sogar schadet. Dies lässt sich ohne weiteres auf Gott übertragen. Dass empfängt, wer Gott bittet, verheißt uns Jesus ohne Einschränkung. Aber er bezieht dies auf unsere Gebete, jedoch nicht unbedingt auf unsere im Gebet ausgedrückte Wünsche. Worin besteht aber dann die Erfüllung? In der Verheißung der Gabe aller Gaben, der Gabe über allen Gaben: in der Gabe des Heiligen Geistes. Er ist der Inbegriff dessen, was gut für einen jeden von uns ist, auch dann, wenn wir es nicht zu erkennen vermögen.

Und so dürfen wir abschließend sagen: Mit Jesus zusammen dürfen wir uns dem Vater so nähern wie er, mit einem grenzenlosen Vertrauen, als sein Sohn, als seine Tochter, als Kind unseres Vaters im Himmel.